

Abend -



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

31.

Dienstag, am 12. September 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

**Die deutschen Gesellschaftslieder des  
16. und 17. Jahrhunderts**

von  
Hoffmann von Fallersleben.

Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts haben sich bis jetzt keiner sonderlichen Beachtung zu erfreuen gehabt, und sie verdienen dieselbe doch wohl noch mehr als alle Erzeugnisse der schlesischen Poeten, mit deren Anbeginn (1627) sie verstummen.

Anfangs waren es hin und wieder Volkslieder oder denselben durch Form und Inhalt nach verwandte; später wurden sie immer mehr das, was man Kunstlieder oder gelehrte Lieder zu nennen pflegt, und nachdem man einmal angefangen hatte, italienische Muster zu übertragen und nachzuahmen, strosen sie von Gelehrsamkeit, Allegorien, mythologischen Namen und Beziehungen, und fremden Worten und Redensarten.

Sie entstanden zu einer Zeit, als die kunstmäßige Uebung des Gesanges in den geselligen und häuslichen Kreisen des Bürgerstandes Liebhaberei und Mode ward, und das Singen so

zur bürgerlichen Bildung gehörte, wie ungefähr heutiges Tages das Clavierspielen.

Die damaligen Musiker waren thätig, dem neu erwachten Kunstleben viele und immer neue Nahrung zu geben. Sie sammelten die zur Zeit gangbaren deutschen Lieder. Die Melodien bearbeiteten sie mehrstimmig, doch wohl meist dermaßen, daß sich jetzt schwerlich ermitteln läßt, wieviel von der ursprünglichen Weise übrig blieb; mit den Texten verfuhrten sie auf ähnliche Art: sie behielten sie bei, erweiterten sie, änderten daran, oder vertauschten sie mit neuen, von ihnen selbst oder von gelehrten Leuten verfaßten. Dies geschah besonders zu Ende der sechsziger Jahre des 16. Jahrhunderts und dauerte fort bis zum Jahre 1624.

Die ersten Sammlungen dieser Art sind die werthvollsten: sie enthielten wirklich viel Volkstaugliches, Frisches und Poetisches. Aber schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts werden sie unersquicklicher durch die vielen gemeinen und faden Reimereien und elenden Nachahmungen, und haben nur noch Werth für den Forscher, wenn er den umgewandelten und allmählig ganz verderbten Geschmack kennen lernen will. Es entstand eben



damals eine große Vorliebe für italienische Musik, eine Mode, die nun auch die meisten Künstler mitmachten. Sie führten die welschen Melodien ein mit übersetzten Texten, oder ahmten beides nach. Jede Messe kamen neue Sammlungen zum Vorschein, und Deutschland ward gesegnet mit Madrigalien, Canzonetten, Triciniumen, Intraden, Villanellen, Galliarthen, Couranten, Paduanen, Neapolitanen, Saltarellen, Balletten, Parodien und wie das Zeug sonst heißt. Romantische Gefühlsweise und Dichtungsarten griffen immer mehr um sich, nach und nach schwand alles Natürliches und Volksthümliches, und in manchen Ländern ist sogar die Sprache ein wahres Kauderwelsch geworden. \*)

Die meisten Musiker, sogar die tüchtigsten und berühmtesten, nahmen Theil an dieser populären Richtung der Kunst. Die Thätigsten waren Georg Forster, Anton Scandellus, Iba de Bento, Orlando di Lasso, Jacob Regnart, Leonhard Lechner, Johann Eccard, Nicolaus Rosch, Gregor Lang, Ott-Siegfried Harnisch,

\*) So hat z. B. Nicolaus Zangius in seinen deutschen Liedern (Wien 1611) Strophen wie die folgenden:

Amor hat distillieret  
Ein Wasserlein  
Von Thränen mein,  
Davon die Hüg' verlieret &c.

D'rum will nun ich  
Ganz fleißiglich  
Venus-Schul visitieren,  
Ob ich möcht doch  
Erlernen noch  
Höflich gallanisieren.

O Amor frei,  
Praeceptor sei,  
Und lehre mich  
Bernünftiglich  
Allzeit gallanisieren.

Ja sie ist so privilegiert  
Und überall befreit,  
Daß ein Gallan mit Tugend g'ziert  
Und wahrer Höflichkeit,  
Wann er gleich würde disgustirt  
Und endlichen gar corbisirt,  
Solchen Disgust  
Auch mit Verlust  
Bernünftiglich soll dulden.

Franz Joachim Brechtel, Valentin Haußmann, Nicolaus Zangius, Christoph Demantius, Hans Leo Hasler, Erasmus Widmann, Johann Jeep und Melchior Franck.

So war denn auch die Zahl der musikalischen Sammlungen damals ungemeyn groß. Die alten Meßkataloge, die doch sehr unvollständig sind, haben eine Menge Titel aufbewahrt. Der Notendruck war damals verbreiteter als heutiges Tages, und die Herausgabe deshalb nicht eben an einzelne Verlagsorte gebunden. Mitten in Deutschland erschienen Sammlungen dieser Art, in den thüringischen Städten Erfurt, Mühlhausen, Jena, Altenburg, Koburg, in den ober- und niedersächsischen Städten Dresden, Leipzig, Wittenberg, Frankfurt a. d. O., Helmstädt, und sogar an den Endpunkten Deutschlands, in Königsberg, Breslau, Liegnitz, Prag, Wien, München, Augsburg, Frankfurt a. M. und Köln. Die meisten erschienen zu Nürnberg, woselbst besonders die Pressen der Katharina Gerlachin und des Paul Kauffmann sehr thätig waren.

Heutiges Tages sind alle diese vielen Musikbücher selten geworden, und das ging ganz natürlich zu. Sie waren ursprünglich nur für Musiker vom Fache und für die Liebhaber des Gesanges bestimmt, und diese gehörten alle nicht zum Gelehrten- und Beamtenstande, es waren Bürger und Bürgersöhne und Zunftgenossen, die überhaupt keine Bücher sammelten. In ihren Händen wurden die meisten Musikbücher recht eigentlich zersungen, einzelne Stimmen wurden bei vielfältigem Gebrauche verschleppt oder gingen sonst verloren; war dann das ganze Werk erst einmal unbrauchbar geworden, so suchte man bald das Uebrige als lästig auf die Seite zu schaffen. Auch in den fürstlichen Kapellen wußte man nicht diese Musikalien zusammen zu halten, nur wenige Exemplare sind vollständig bis auf uns gekommen. Die alten Musiker waren in dieser Beziehung wie die neuern, nachlässig und unordentlich.

Noch andere Dinge traten hinzu, daß dieser Zweig deutscher Kunstbestrebung in Verfall gerieth und endlich beinahe ganz unterging. Die Gräuelpunkte des dreißigjährigen Krieges scheuchten alle Fröhlichkeit des Lebens, die Freude am Gesange verstummte vor dem Waffengeklirre und den



Drangsalen des Krieges. Wie aus den häuslichen Kreisen der Gesang vertrieben war und Niemand mehr singen wollte und zuletzt auch nicht mehr konnte, da waren die Bücher mit den fröhlichen Liedern unnütz, sie wurden verworfen, zerlegt und verbraucht.

Es ist in unserer Zeit ein mühsames Geschäft, wenn wir uns einigermaßen von dem Wesen dieser Liederpoesie unterrichten wollen. Raum möchte es einem Einzelnen gelingen, diese große, durch alle Welt zerstreute Trümmermasse von musikalischen Sammlungen benutzen zu können. Und wenn es auch Jedem gelänge, alles noch Vorhandene der Art auf einen Haufen zu bringen, so würde er doch zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch dann eine vollständige Kenntniß nicht erzielt werden dürfte. Von vielen Werken fehlen mehrere Stimmen, der vollständige Text aber ist zuweilen nur aus allen Stimmen zusammen zu bringen, und zuweilen fehlt auch gerade die eine Stimme, welche den Text vollständig giebt, und dieser steht bald im Tenor, bald im Altus oder Cantus, bald sogar im Bassus. Oft reichen aber auch alle Stimmen nicht aus: weil die Lieder als bekannt vorausgesetzt wurden und auch im Gedächtnisse der Sänger fortlebten, so liefern die Musikbücher nur die erste Strophe, und wir müssen uns an die eigentlichen Liederbücher und fliegenden Blätter jener Zeit wenden, wovon freilich auch nur sehr Weniges übrig geblieben ist.

Es bleibt daher ein schwieriges Unternehmen, in diesem Gebiete der Forschung etwas Ersprießliches zu Tage zu fördern. Die besten Leistungen werden sich über den Vorwurf des Bruchstücklichen und Ungenügenden nicht erheben können. Was bis jetzt von unsern Gelehrten dafür geschehen ist, darf nur für eine gelegentliche Berücksichtigung gelten.

Schon im vorigen Jahrhundert war hie und da auf den Werth dieser musikalischen Sammlungen aufmerksam gemacht worden, auch hatte man zur Probe einige Lieder mitgetheilt. Im J. 1807 regte Docen in seinen Miscellaneen diesen Gegenstand von Neuem an, und gab aus den reichen Schätzen der Münchener Bibliothek einige Nachrichten und Auszüge. Die Herausgeber des Wunderhorns, Achim von Arnim und

Clemens Brentano haben ebenfalls manches Lied aus diesen Quellen zum Gemeingut der Zeitgenossen gemacht und sind dafür auf vielfache Weise belohnt worden: so haben z. B. Componisten wie Reichardt und Zelter manche alte Texte des Wunderhorns durch herrliche Melodien ins Leben gerufen.

Seitdem ist für den Anbau dieses Feldes deutscher Dichtung leider wenig geschehen. Neuere Liedersammler, wie von Erlach u. dgl. haben aus dem Wunderhorn und andern neuern Büchern immer wieder abdrucken lassen, ohne jemals die alten Texte zu Rathe zu ziehen oder je daran zu denken, durch Mittheilungen aus den alten Sammlungen den ihrigen einen selbständigen Werth zu verleihen. So lange dies Gebiet speculirenden Buchhändlern, geschmack- und kenntnißlosen Liebhabern, literarischen Pfuschern und Lohnarbeitern überlassen bleibt, steht kein sonderlicher Fortschritt zu erwarten. Die vielen alterthumsforschenden Vereine hätten sich der Sache annehmen sollen! Aber sie verwenden Zeit, Geld und Kräfte lieber auf Hünengräber, urgermanische Töpfe, Scherben, Spindelsteine, Kinderklappern, Spangen, Streithämmer und Pfeilspitzen, auf adelige Wappen und Geschlechtsregister, Taufbecken und Leichensteine und anderen todten Kram, als auf die lebendigen Zeugen des frischen und frohen Geistes der Vergangenheit.

Seit zwanzig Jahren habe ich in deutschen Bibliotheken nach diesen musikalischen Sammlungen gesucht und manchen Fund benutzen können. Es ist meine Absicht, künftig einen Theil der Ergebnisse dieser Thätigkeit zu veröffentlichen. Für jetzt wünsche ich nur die Freunde deutscher Dichtung durch diese Zeilen und die nachfolgenden Proben auf jene Lieder aufmerksam zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Sage vom Priester Johann und seinem Lande India.

Es ist wohl niemals in Europa so eifrig nach der Lage des Paradieses geforscht worden, als nach den Kreuzzügen und den drei letzten Jahrhunderten im Mittelalter, und so kam es, daß



die Berichte der Kaufleute und Reisenden, welche bis in das Tartarenland und Indien vorgedrungen waren und dort eine Art Priesterstaat gefunden hatten, dem ein sogenannter Priester Johann vorstehen sollte, ein Aufsehen in Europa machten, wie es nicht bloß die übertriebenen Schilderungen von den Reizen jenes Landes, als auch der Umstand, daß ein christlicher Regent dasselbe beherrschen sollte, erwarten ließen. Die meisten Geographen und Geschichtschreiber vom Jahre 1145 ab sprechen von der Herrlichkeit seiner Länder und seiner Macht, viele deutsche und französische Dichter besangen ihn in ihren Epopöen; bald kamen sogar Briefe von diesem wunderbaren Mann an die Kaiser des Abend- und Morgenlandes, an die Könige von Frankreich und Portugal, und den Papst Alexander III. (welcher letztere ihm auch unter dem 26. September 1177 antwortete), worin er ihnen nicht bloß die Existenz seines Staates, sondern auch den Umfang, die Lage und den Reichthum seiner Länder detaillirt. Leider aber scheint keine einzige Gesandtschaft an ihn ihren Bestimmungsort erreicht zu haben, denn man wird aus allen Nachrichten über ihn nicht recht klug, ob man ihn für einen nestorianischen oder buddhistischen Khan des Mongolenreiches Kara Khitai oder für einen Vorgänger des Dalai Lama, oder endlich für den abyssinischen Negus zu halten hat. Es ist hier nicht der Ort, sich über das Historische von seiner Person auszulassen, sondern wir wollen ihn von sich selbst sprechen hören, wie er dies in seinem Briefe an den römischen Kaiser und König von Frankreich auf eine Weise thut, die den mit der glühendsten Phantasie gedichteten Feenmärchen des Morgenlandes wenig nachgiebt, und uns zugleich ein Bild von dem Wunderglauben jener Zeit giebt. Es heißt hier so:

Wir, der Priester Johann, durch die Gnade Gottes großmächtigster König über alle Könige der Christenheit, entbieten unsern Gruß dem Kaiser von Rom und Könige von Frankreich, unsern Freunden. Wir thun Euch kund von uns, unserm Staate und der Regierung unseres Landes, d. h. unserer Unterthanen und den Thieren, so darin zu finden.

Weil Ihr uns aber sagt, daß die Griechen oder Hellenen Gott nicht auf diese Weise verehren,

wie Ihr es in Eurem Lande thut, wollen wir Euch zu wissen thun, daß wir verehren und glauben an Gott den Vater, den Sohn und heiligen Geist, die drei Personen aber doch nur ein einiger und wahrer Gott sind. Solches bekräftigen und versichern wir Euch durch dieses unser Schreiben, welches besiegelt ist mit unserem Insignel und eingerichtet nach der Weise unseres Landes und unseres Volkes. So Ihr aber etwas verlangt, was in unserer Macht steht zu thun, so meldet es uns, denn wir wollen es herzlich gern machen, und so Ihr zu uns herüber in unser Land kommen wollet, so wollen wir Euch um des vielen Guten Willen, was wir von Euch gehört haben, zu großen Herren nach uns selbst machen, und Euch viel Land und Herrschaften und Paläste geben. Ferner sei zu wissen, daß wir die höchste Krone der Erde tragen, sowie das Beste an Gold, Silber, Edelgestein, Städten, Schlössern, Festungen und Flecken besitzen, zählen wir doch in unserem Reiche 42 Könige, alle groß und mächtig und gute Christen. Es sei ferner zu wissen, daß wir mit unserem Almosen ernähren alle Armen in unseren Landen, seien sie nun eingeborne oder fremde, Alles um Jesu Christi und seiner Ehre willen. Wisset auch, daß wir versprechen und unsern Eid verpfändet haben, das heilige Grab unsers Herrn und Meisters und das gelobte Land zu erobern. So Ihr nun Solches auch wollt, so werden wir es mit Gottes Hülfe bald inne haben, aber Ihr müßt alle Eure Kraft und Kühnheit anwenden, wie uns denn auch von Eurem wackern und edlen Muthen berichtet worden ist. Ihr habt aber unter Euch, Ihr Franken, Leute von Eurem Geschlechte und Volke, welche es mit den Saracenen halten, denen vertrauet Ihr zwar und denket, sie werden und müssen Euch helfen, aber sie sind falsch und verrätherisch, diese Tempelritter. Darum sind die von ihnen, welche in unserem Lande waren, vernichtet und gefangen gelegt worden; denn also muß man thun mit denen, welche gegen das Gesetz sind.

(Fortsetzung folgt.)



## Correspondenz - Nachrichten.

## Leipzig im Juli.

Ueber die in der Buchhändlerbörse aufgestellten  
Cartons und Zeichnungen.

(Fortsetzung.)

## Dritter Carton.

Aus dem Habsburger Saale: Schlacht gegen Ottokar. In der Mitte des Cartons: Von der Linken zur Rechten hereinsprengend, sitzt der Kaiser auf einem feurigen Ross, ruhig, hoch aufgerichtet, den schräg nach unten gefehrten Speer mit beiden Händen haltend, das Auge fest auf Ottokar gerichtet, dessen Pferd sich scheu seitwärts wendet und zurückbäumt. Ein Ritter zu Rudolphs Rechten bedroht mit der Lanze das Auge eines mit heruntergelassenem Helmgitter an Ottokars linker Seite kämpfenden Ritters. Ein anderer zu Ottokars Rechten hat das Pferd gewendet und flieht im eiligsten Laufe mit zurückgewendetem Kopfe. Mehrere zu Fuß hinter ihm. Rechts im Vordergrunde ein alter Ritter mit vorwärts gebeugtem Oberkörper scheint seitwärts zu lauschen, neben ihm ein Ritter mit dem böhmischen Banner, entsetzt die Gefahr seines Königs bemerkend. Neben diesem ein böhmischer Bogenschütz mit finstern bärtigen Gesicht, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, zielt nach einem Ritter aus Rudolphs Heer. Links daneben, tiefer nach dem Mittelgrunde, hat ein böhmischer Krieger mit vorwärts gebogenem Oberkörper einen Deutschen bei der rechten Schulter gefaßt, und indem er ihn mit der Linken niederdrückt, erhebt er mit der Rechten das Schwert; der Deutsche hat unter des Böhmen linken Arm seinen rechten erhoben und bedroht mit einem Dolch dessen Genick. Zwischen dem Arme des Böhmen sieht man den Kopf und die Hand eines alten Kriegers, der mit der Lanze nach Rudolph zielt. Vor diesen ringt ein deutscher Krieger mit einem auf die Knie gesunkenen böhmischen, beide im bloßen Kopf, er hat den Morgenstern mit der Linken ergriffen, mit welchem dieser ihn, ebenfalls denselben in der Linken haltend, bedroht hat, und drückt ihn nieder; mit der Rechten, in welcher er einen Speiß hält, bedroht er des Böhmen Hals. Dieser, der einen Dolch in der Rechten hält, um damit des Deutschen linken Arm zu durchstoßen, wird davon durch einen alten, auf das Gesicht sinkenden Krieger verhindert, der im Todeskampfe mit seiner Hand über dessen Arm, über dem Ellenbogengelenk, gegriffen hat, und ihn dadurch verhindert, seinen Arm zu erheben. Weiter links hat ein bärtiger, starkgebauter böhmischer Krieger im Fliehen einem deutschen in die Knie gesunkenen die Lanze in die Brust gestoßen, sie ist abgebrochen und der Schaft in seinen Händen geblieben; der getroffene Krieger greift mit der Rechten unwillkürlich nach dem in der Brust

steckenden Lanzensplitter, die Linke, in welcher er den Schild hält, stützt er auf die Erde, um nicht umzusinken, von dem hintenüber sinkenden Kopf fällt der Helm und schnürt ihm die Kehle. Links dem Kaiser näher sprengend, in der Linken die Reichsfahne mit dem Adler, mit der Rechten auf das böhmische Heer deutend, im bloßen Kopf, den über einen Schilfmoor Herannahenden laut zurufend, führt der kaiserliche Feldhauptmann Berthold Kappler die Nachhut heran. Ganz in der linken Ecke des Vordergrundes zieht ein Krieger, welcher schon festen Grund erreicht hat, einen andern tief eingesunkenen, welcher sein Pferd am Zügel führt, herauf. Daneben im Schilf das Gesicht eines Todten. Hinter Rudolph bringen seine Krieger nach, die habsburger, österreichischen und mehrere reichsständische Fahnen flattern in ihren Händen, zwischen des Kaisers Pferde hindurch sieht man zwei Ringende. Rechts hinter Ottokar böhmische Krieger und im Hintergrunde das böhmische Lager. Der Vordergrund durch einen Schilfmoor begrenzt. Der Carton ist hoch 16 Fuß 4 Zoll, breit 21 Fuß 6 Z. — Wenn es eine der schwierigsten Aufgaben ist, den imposanten Anblick einer Schlacht auf eine solche Weise darzustellen, daß er nicht kleinlich erscheint, sondern im Gegentheil noch durch die Auffassung an Großartigkeit gewinnt, daß das verbrießliche Durcheinanderwirren in harmonische Ordnung und Wechselwirkung umgebildet, und dem ganzen auseinanderdrängendem Treiben die der Idee entsprechende bindende Einheit und die Klarheit der Anschauung verliehen werde, so sehen wir dieselbe hier auf eine wunderbar herrliche Weise gelöst. Es ist die gering geachtete Majestät, der Genugthuung verschafft, der Troß und Ungehorsam gegen seinen Herrn und Kaiser, der hier gestraft werden muß. Daher erscheint der Kaiser auch hier als der Mittelpunkt des Ganzen; wie er nach dem Rechten strebte, so stürmt er jetzt mit dem Ross nach der Rechten, um den trotigen Vasallen aus seiner angemakten Stellung zu vertreiben. In der königlichen Ruhe, mit der er auf dem wild in's Getümmel der Schlacht stürzenden Rosse sitzt, lieft man das Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, in dem starken Halten der Lanze und dem streng und fest auf Ottokar gerichteten Blick die Festigkeit und Beharrlichkeit seines Willens, in der ruhigen Hoheit seiner Züge die Hoheit seines Sinnes und seiner Würde. Er ist in der ganzen kaiserlichen Pracht dargestellt. Der Habsburger Helm mit der Krone geschmückt, mit einem reichen Rock und einem Mantel bekleidet, der vom Winde zurückgetrieben wird, also die Gestalt nicht verdeckt; die Falten sind natürlich und leicht. Das Ross ist groß und edel, die Bewegung kraftvoll und schwungreich, durch die Flucht des böhmischen Ritters neben Ottokar, dadurch, daß Kappler den Kaiser noch nicht erreicht hat, durch den Schilfmoor, welcher den Vordergrund begrenzt, so wie dadurch, daß das Pferd die Vorderfüße zum Sprunge erhoben hat, wodurch es sich über die im Vordergrunde Ringenden erhebt, da diese keine aufrechte Stellung haben, wird des Kaisers Gestalt mit dem Pferde ganz



frei und noch mehr aus der Umgebung herausgehoben, und zeigt seine linke Seite dennoch geschügt. Dem Kaiser gegenüber, auf der rechten Seite, sitzt Ottokar auf einem Pferde, welches, um der Gewalt von Rudolphs und des daneben andringenden Pferdes auszuweichen, scheu seitwärts und zurückbäumt. In Ottokar's Mienen spiegelt sich die Verzweiflung, und in dem geöffneten Munde zeigt sich die Anstrengung aller Kräfte, womit er die Seinigen anruft, um sie zum Stehen zu bringen, wozu jetzt noch der Schrecken über die plötzliche Bewegung des Pferdes kommt. Er hat die Arme mit Lanze und Schild erhoben, wodurch er im Augenblick ganz wehrlos ist und hinten überzustürzen scheint. Der Ritter zu seiner Linken wird von einem andern, rechts neben Rudolph, der mit eingelegter, nach seinem Auge gerichteter Lanze und ganz vorgebogenem Oberkörper auf ihn eindringt, bedroht, und man sieht, daß er dem Stöße nicht mehr entgehen kann. Der Vorgang erinnert an Fullenstein, und wird durch diese analoge Idee doppelt interessant. Dies, so wie die Flucht des Ritters zu Ottokar's Rechten, den selbst der Wind daran verhindern zu wollen scheint, indem er sein Haar zurücktreibt, stellen Ottokar als ganz verloren dar, und der Sieg neigt sich entschieden auf Rudolphs Seite. Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch die hinter Rudolph hersprengenden Krieger, in deren Zügen man die Zuversicht, welche sie befeelt, den Muth und den Eifer im Dienste ihres Kaisers sieht, die Habsburger, österreichischen und einzelner Reichsstände Banner flattern hoch in den Händen kräftiger Krieger. Kappler, das Reichsbanner in der Linken, hat wohl den entscheidenden Moment erkannt. Er ruft aus allen Kräften her über den Schilfgrund herbeigeführten Nachhut zu, sich zu beeilen, indem er mit der Rechten links des Pferdes und mit seitwärts zurückgewendetem Oberkörper auf dem Pferde sitzend, auf das feindliche Heer deutet. Die angeschwollenen Stirnadern, das emporgerichtete und vom Winde zurückgetriebene Haar, das feurig hervortretende Auge, die volle Deffnung des Mundes, die Unachtsamkeit auf seine eigene Sicherheit, und die kühne Stellung auf dem nicht im Zügel gehaltenen Pferde, Alles zeugt vom höchsten Ergreifen und Begeisterung. Mehrere Beschauer haben die Stellung desselben als unnatürlich getadelt, aber einerseits haben sie wohl nicht bedacht, daß im Mittelalter der Krieger, und besonders der Edle, auf dem Pferde so zu sagen erzogen wurde, und die damalige Kriegsführung und Waffenarten viel kühnere Stellungen geboten; andererseits aber bei dieser Wendung sich die Schenkel nur fester anlegen, und er also keineswegs gefährlicher sitzt. Die Gruppe in der linken Ecke, wie der Krieger dem andern aus dem Sumpfe hilft, ist eben so schön gedacht, als ausgeführt. Das Pferd, an dessen Zügel sich der Einsinkende hält, bäumt sich vor Schmerz in die Höhe und erleichtert dadurch das Herauskommen; mit der andern Hand stützt sich dieser auf das Knie seines Kameraden, welcher ihn mit der Linken unter den rechten Arm greift, und um seine Kraft zu verstärken,

sich mit der Rechten an dem starken Schilf festhält. In beiden Gesichtern und Gestalten zeigt sich die Anstrengung, des Einen sich zu retten, des Andern dem Freunde beizustehen. Im Schilf nahe dabei befindet sich der kaum bemerkte Kopf eines Gefallenen, welches auf die Opfer des Krieges und ihre baldige Vergessenheit deutet. Der böhmische Krieger, welcher dem Deutschen die Lanze in die Brust gestoßen, und den zerbrochenen Schaft noch in den Händen hält, sieht mit einem scheuen finstern Blick seitwärts auf Kappler, und scheint von dessen Anblick in seiner Stellung gefesselt; man sieht an der halb angezogenen, aufwärts gebogenen Stellung der Unterarme und dem kräftigen Umfassen des Schaftes, daß er im Begriff war, die Lanze wieder aus der Brust des Gefallenen zu reißen und dies durch das Sinken desselben erschwert wurde; um nun seine Kräfte zu vermehren, war er gezwungen, dieselbe näher an sich zu ziehen, wodurch sie aber nothwendig zerbrechen mußte. Die ganze Gestalt zeigt außerordentliche Kraft und Gedrungenheit. An der Stellung des aufs linke Knie Gesunkenen sieht man deutlich, daß er schon gestürzt war, als er den Stoß erhielt, denn der rechte Fuß ist so weit vorgeschoben, daß, hätte er sich noch in dieser schreitenden Stellung befunden, er vor dem Böhmen gewesen wäre, also den Stoß nicht in die Brust bekommen konnte, und wenn auch dieser die Lanze ganz an der Spitze gefaßt hätte, was nicht der Fall ist. Von der Stärke des Stoßes nach hinten gebeugt, stützt er sich mit dem in der Linken haltenden Schild auf die Erde, in der nach der Brust gerichteten Rechten ist die Erschlaffung der Sehnen im Todeskampfe sehr schön ausgedrückt, die wenig gekrümmten Finger scheinen gleichsam erstarrt, die sich zurückziehende Seele hat auch die Kraft mitgenommen, und so ist ihre letzte Empfindung und der dadurch veranlaßte Wille noch im Kampfe mit der Ohnmacht festgehalten. Das Haupt ist nach hinten übergesunken, in den Halsmuskeln und Gesichtszügen liegt ebenfalls schon die Erstarrung des Todes, welche den Schmerz gemildert festhält, das Auge ist im Brechen, der Sturmriem des herabfallenden Helmes wird im nächsten Augenblick die Kehle zuschnüren und die Seele ist befreit. Rechts daneben die Anstrengung zweier kräftigen Naturen sich den Sieg streitig zu machen, drohend wild und feurig Auge in Auge blickend. Man sieht, die jugendlich größere Kraft des Deutschen, welche man an dem niedergedrückten Morgenstern bemerkt, so wie seine vortheilhaftere Stellung wird den Sieg über das reifere Alter seines Gegners erringen; noch macht ihm dessen List denselben streitig, da dieser mit dem Dolch seinen linken Arm zu entwaffnen droht, aber durch die Ungunst des Schicksals wird selbst dies verhindert, indem des Böhmen eigener Landsmann im Sinken sich noch an seinen Arm geklammert, und schon bedroht die Spitze der unausweichbaren Lanze seinen Hals. Die Verschlingung ist malerisch schön und das Spiel der Glieder kraftvoll. In dem niedergesenkten Gesichte des greisen Ritters, welcher sich an des Böhmen Arm geklammert, liegt schon die



Ruhe des Todes, und man wünscht diesem ehrwürdigen Haupte einen so schönen Tod. Ueber dieser Gruppe hat ein Böhme einen Deutschen mit der Linken bei der rechten Schulter gefaßt, um ihn niederzudrücken, die Rechte mit dem Schwerte hat er zum Schlage erhoben; das eng anschließende Koller von weichem Leder läßt die Körperformen sehen, und in dem nach außen gekrümmten Rücken, dem ausgestreckten Arme, zeigt sich eine außerordentliche Wahrheit und Muskelkraft. Dennoch widersteht der Deutsche dem Druck und hat den rechten Arm unter des Böhmen Arm weg erhoben, um ihm den Dolch ins Genick zu stoßen, so daß der Sieg des Einen oder Andern zweifelhaft bleibt. Durch die gekrümmte Stellung und den ausgestreckten Arm des Böhmen wird ein Rahmen gebildet, zwischen welchen hindurch wir den Kopf eines alten Kriegers erblicken, die Hand, in welcher er die Lanze hält, an der Backe, Auge und Lanze scharf nach Rudolphs Pferde gerichtet, dies erinnert an den thüringschen Ritter, und wir fürchten einen Augenblick, daß den Kaiser zum zweiten Male das gleiche Unglück begegnen werde, aber auch nur einen Augenblick, denn wir denken gleich an Kappler, der im Nu den Kaiser erreicht haben muß, da dieser nicht mehr so schnell vordringen kann, aber auch sein Pferd wird nicht getroffen werden, sondern die Lanze seitwärts schleudern. Rechts im Vordergrund, neben den beiden letzten Gruppen, steht der böhmische Bogenschütz, eine markige abgehärtete Gestalt, mit dem rechten Fuße auf der Wade des alten gefallenen Böhmen, der linke ist vorgelegt; mit der linken Hand hält er den Bogen, den Zeigefinger so weit auf den Pfeil gelegt, daß der Bart desselben gerade daran hinstreift, mit der rechten zieht er die Sehne kräftig an; Auge und Pfeil in so scharfer Richtung nach einem habsburger Krieger, daß wir wohl sehen, Rudolph verliere durch ihn noch einen tapfern Genossen, aber wir freuen uns, daß er in seinem Eifer das nähere köstlichere Ziel nicht bemerkt hat, und einen zweiten zu versenden, möchten ihn wohl Rudolphs nachdringende Krieger verhindern. In der rechten Ecke, neben dem Bogenschützen, steht der böhmische Ritter mit der Fahne, sein Gesicht wie seine ganze seitwärts vorgebeugte Gestalt zeigen deutlich die Angst und das Entsetzen über die Gefahr, in welcher Ottokar schwebt; der hinter ihm stehende Ritter scheint auf den Lärm der Schlacht zu hören, da er ihn selbst noch nicht erreicht hat und er auch noch nichts sehen kann. Unter Rudolphs Pferd hindurch sieht man zwei Ringende; der Deutsche hat den Böhmen mit dem linken Arme um die rechte Schulter gefaßt, der Arm drückt ihm die Kehle, in der Rechten hält er einen Dolch, mit dem er das

Haupt seines Gegners bedroht. Man sieht, daß der Maler die Empfänglichkeit seines Sujets für die Darstellung in ihrem ganzen Umfange erkannt und auf's Trefflichste benutzt hat: Die schönen Verschlingungen der Gruppen, in denen er sein gründliches Studium der Körperformen ohne Manierirtheit darthut; die Lebendigkeit und Freiheit der Kompositionen, der freilich bei einer Schlacht des Mittelalters noch nicht die mathematischen Linien der neuern entgegenstehen, die Vermeidung alles Gräßlichen, besonders der schauerhaften Verstümmelungen, worin sich viele der neuern Schlachtenmaler recht wohlgefällig ergehen, als wollten sie uns ein anatomisches Theater statt eines Kunstwerks vorführen, da gerade bei der Malerei, welche sich der sinnlichsten Mittel bedient, die sinnliche Natur am wenigsten beleidigt werden darf, damit die Dissonanz nicht unauflösbar werde; was die Nothwendigkeit gebietet, auf eine Weise dargestellt, daß die Größe der Handlung und die Art der Darstellung es zur vollen Harmonie zurückführen, und selbst dem Tode sein Bitteres genommen ist. Bei der gründlichsten Durcharbeitung des Einzelnen doch Alles dem Ganzen angepaßt und untergeordnet. Nur mit der Pracht, in welcher der Kaiser hier dargestellt ist, sind wir nicht ganz einverstanden. Der Maler hat ihn mit so viel Hoheit und Würde ausgestattet und ihn so poetisch vollendet hingestellt, daß dieser Schmuck dazu nichts hinzufügen, also nur als dem Kaiser zukommendes Beiwerk angesehen werden kann; dies ist aber bei Rudolph durchaus nicht der Fall, Jedermann kennt ihn als den schlichten deutschen Kaiser, der am wenigsten in der Schlacht solchen Prunk anlegt, ja dem in dieser Beziehung seine eigenen Worte entgegenstehen. Es entsteht also ein unnöthiger Bruch zwischen der Darstellung und der Geschichte, da man diese doch nur in den Hintergrund treten lassen darf, wenn dadurch wesentliche poetische Vortheile erreicht werden. Der Maler hat für die Darstellung den Augenblick gewählt, wo Rudolph, der ersten Gefahr entgangen, zum zweiten Male in den Kampf stürzt und Kappler die Nachhut heranzuführt. Es konnte kein günstigerer Moment gewählt werden, man sieht das letzte Schwanken in Ottokar's Nähe, schon das Wanken der Schlacht; alle Empfindungen werden auf eine würdige Weise angeregt. Sehr schön ist die Idee der Ueberwindung aller Hindernisse durch den Sumpf, über welchen die Nachhut herangeführt wird, und die Andeutung des den Deutschen entgegenstehenden Windes ausgedrückt, welchen man an dem zurückgetriebenen Haar erkennt, was den Deutschen ein noch muthigeres Ansehen verleiht.

(Fortsetzung folgt.)



## F e n i l l e t o n .

Hoffmann's neueste Lieder. Das Büchlein wird bei Jedem, der es mit der liberalen Sache ernstlich gut meint, einen peinlichen Eindruck machen. Nicht als ob ich glaubte, daß der aufgeklärte Absolutismus, welcher überall in Deutschland die ministeriellen Portefeuilles handhabt, durch diese Lieder in seinem System nur ein Haar breit rechts oder links gerückt werden würde, das durchaus nicht; aber es ist doch nicht angenehm, seinem Feinde gegenüber mit durchbrochenen Schuhen und illustrirtem Rocke auf der Mensur zu stehen, und zwar um so weniger, je besser die blanke Waffe ist, welche dem Arme zum Vorkämpfer dient. Der Cynismus, welcher schon in dem Titel: Deutsche Gassenlieder, sich ausspricht, erinnert zu sehr an eine Klasse jugendlicher Weltbürger, deren Dasein ohne Gegenwart und Zukunft, deren geknickte Blüthen der Jugend im Straßenstaube liegend jeden Scherz, er sei welcher Art er wolle, abzuschneiden sollte. Aber es ist nicht bloß der Titel; unter den sechsundzwanzig Liedern, welche uns Hoffmann hier bietet, sind einige, die in der That zu dem Titel passen, und welche mit: Ei, du lieber Augustin.... sich keck um den Lorbeer streiten können. Ueberhaupt ist es im Ganzen disharmonisch schrillendes Getöse, welches aus dieser Sammlung an unser Ohr schlägt. Die beiden ersten Lieder sind naiv und lieblich, und lehren uns Hoffmann kennen, wie er eigentlich ist, als einen Mann mit jugendlichem Herzen und heiterem Sinn, der aber gern einen Wisz macht, weil er seine Freude daran hat, wenn seine Gesellschaft lustig ist. Einige sind männlich, kräftig, entschlossen, wie: Ja und Nein, Teugnachtigall, auch das Landstürmlied vom Jahre 1813, obwohl unser Vorschritt noch nicht bis zum Jahre 1813 rückwärts avancirt ist, und das Lied füglich bis dahin hätte aufgespart werden können. „Der polizeiliche Gegenbeweis“ hat noch etwas von jenem Humor, der dem Crystallner Waldbach gleicht, auf dem die heitere Morgensonne ausruht. Die Michelsode ist eine gute Zusammenstellung. Wenn man nun aber weiter liest: Wer hindert uns in unsern Zwecken und Entwürfen — Dibelum, dibeldum, dibeldum — u. s. w., oder: Meinewegen laßt uns denn immer russisch werden, jedes Unglück hat ja doch auch sein Guts auf Erden, und wir können offenbar dann recht billig Kaviar und Kapuster essen; — so wird das schon bedenklich. Es sinkt zur Possenreißerei hinab und hascht nach wohlfeilem Wize, wenn es ferner heißt: Sie schneiden ihn ab vom Baume, sie reiben ihn bis er lebt, und Nante, wie im Traume, dankt, daß er im Himmel schwebt. „Allmächt'ger, hab' Erbarmen! so spricht er, was seh' ich hier? im Himmel auch Gensdarmen? nun ist es aus mit mir!“ Oder: So höret denn mein groß

Verbrechen, ich sag' es nun mit Weh und Ach — Herr Pfarr, ich hörte Jemand sprechen: Dem König Schach! dem — König — Schach! — oder: Und meine deutsche Sprache, die laß ich mir nehmen nicht: Gensdarm ist deutsch, deutsch sprach ich vor Gott und vor Gericht. Den Haß gegen die Fürsten nähren, heißt Vorurtheilen Vorschub leisten, die aus Mangel an Einsicht in die Staatsverhältnisse hervorgehen. Die Macht der Fürsten ist in Deutschland so beschränkt, wie die Rechte der Völker niedergedrückt; die ministerielle Gewalt ist das Unbeschränkte und bedarf wie das ganze Beamtenwesen einer Reform, wenn wir zum Genuß eines Rechtszustandes gelangen sollen. Wozu Wize gegen Rothschild? beneidet das Volk noch nicht genug die Reichen? haßt es die Juden noch nicht genug? ist es der Judenemanzipation noch nicht genug entgegen? Die Ausfälle gegen die Censoren in dieser Art sind ungerecht. Ein Censor, der in der Ausübung seines Auftrags etwas Gutes zu thun wähnt, ist in einem bedauerlichen Irrthum befangen, aber er ist moralisch nicht verdammlich. Es fehlt in Deutschland noch die allgemeine Einsicht und das tiefe Gefühl, daß die Früchte des Geistes ein ebenso heiliges, unverletzliches, rechtmäßiges und wohl erworbenes Eigenthum sind, als die Früchte des Feldes, daß die Früchte des Geistes meist mit weit größerer Anstrengung, mit viel größerem Kostenaufwand errungen sind, als eine Ernte Getreide, und daß jeder Saß, den ich niederschreibe, auf denselben Schutz und dieselbe Sicherheit im Staatsverbande Anspruch macht, als ein Apfel an meinem Baume, als eine Kartoffel auf meinem Felde. Es fehlt das Gefühl, daß die Censur ein unrechtmäßiger Eingriff in die geheiligten Rechte des Eigenthums ist. Aber dieses Gefühl wird nicht durch arges Schimpfen gegen Männer hervorgebracht, die der Ueberzeugung leben, daß sie recht handeln. Hoffmann kann Besseres leisten, und wenn er jetzt in übler Laune Gassenlieder schreibt, so fällt der kleinste Theil der Schuld auf ihn zurück. Diejenigen werden Rechenschaft davon geben müssen, welche uns den Genuß unserer Rechte vorenthalten. Wenn die Krone eines gesunden Baumes abgeschnitten ist, so wachsen an der Seite des übrig gebliebenen Stumpfes falsche Reiser hervor. Diejenigen, welche die Krone der deutschen Pressfreiheit abgeschnitten haben, haben die falschen Reiser auf dem Gewissen, die seit zehn Jahren in der deutschen Literatur emporgewuchert sind. Die Constitutionellen haben keinen Theil weder an jenem, noch an diesem.

Druck von Philipp Reclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.